

## ZSUZSA SZÉLL

### BEGEGNUNGEN MIT ADYS DICHTUNGEN

Am Wiener Gymnasium hatte man uns so weit gebracht, Schillers Balladen gefühl- und gedankenlos auswendig herunterzuleiern. Aber in den Pausen erschütterte uns manchmal ein Rilke-Gedicht zu wacher Aufmerksamkeit. Dann trieb uns das Horst-Wessel-Lied: die einen in Rausch und Barbarei, die anderen in Angst und Tod. Mich in die Fremde. Statt der bekannten Häuser und Parks umgab mich eine fremde Stadt, an Stelle verständlicher Sprache umschwemmte mich unzugänglich erscheinende Artikulation. Spielplatz und Schuldasein wurden zu Arbeitsstelle und Broterwerb, umhegte Kindheit mit einem Schlag zur Verlorenheit des Erwachsenen. Und mitten in diese Verlorenheit hinein klang einmal — unvergeßliches Erlebnis — Rhythmus und Musikalität der unverständlichen Sprache: Kollegen verkürzten sich die lahmen Stunden geisttötender Arbeit, indem sie Ady-Gedichte rezitierten.

Ein Betriebsunfall bot die Wohltat von sechs Wochen Bettlägerigkeit. Sechs Wochen, in denen mir ein Ady-Band und das Wörterbuch *Gesundung* brachten. Adys Sprache öffnete sich mir und mit ihr das Wissen, daß die Dürre in mir und um mich Schein, daß Fühlen — ob leidvoll oder glücklich — unausrottbarer, unzerstörbarer Schatz menschlicher Existenz ist, der einzelne Teil des menschlichen Zusammenlebens, an dessen Gestaltung er mitwirken kann, mitwirken muß. Selbst wenn alles dagegen zu sprechen scheint, ja gerade dann.

Wie wohl täte mir, von Schmerz gebannt,  
Mich zu verstecken, zu flüchten, zu weinen.  
Damit dieses Gesindel lachen kann?!

Nein, man darf den Widerstand, man darf sich selbst nie aufgeben.

Mit Endre Ady bekundeten wir: «Wir stürmen in die Revolution», mit ihm bekannten wir uns zur Blutsverwandtschaft mit den ungarischen Arbeitern. Aus seiner revolutionären Lyrik strömte uns Bejahung unseres Lebensgefühls zu. Doch wahrhaft kraftpendend wirkte in uns damals der starke Atem — man ertappt sich bei Ady unvermutet dabei zu sagen: der mächtige Odem —, der in allen seinen Versen ist. Die hautnah miterlebten Zeitwirren hatten die Jugend von 1940 reif gemacht zu verstehen, was der schon früh das Alter erahnende Dichter meinte, wenn er schrieb:

*Zsuzsa Széll: Begegnungen mit Adys Dichtungen*

Vierunddreißigjährig und greisenalt,  
Ekeldurchdrungen,  
Allem entwachsen und langsam verdummend,  
Doch, ach, voll traurigen Wissens,  
Sehe ich weinend das verspätete Winken  
Meine sündigen Triebe  
Und meiner einzigen wahrhaftigen Liebe:  
Des schneeweißen Linnens.

Diese Sehnsucht nach unerfüllbarem ethischem und ästhetischem Fegefeuer erklang uns auch aus dem Gedicht «Tod des Regenbogens», wo ein Farbenwunder die Menschen berührt, doch schon ergreift Scham «Augen und Fäuste», sich von einem «lumpigen Regenbogen» packen zu lassen. Und schließlich:

Lächelnd schwand die uralte Sonne  
Und alle Welt atmete auf;  
Es sträuben sich die schweißgewürzten Felder  
Gegen so närrisch-prächtigen,  
Himmlich-heiligen Farbenrausch.

Daß Ady in diesem Gedicht auch das gespannte Verhältnis zwischen der symbolisch gemeinten ungarischen Tiefebene und seiner Dichtkunst darstellt, bemerkten wir damals wohl kaum. Doch tief empfanden wir, wie nötig und gleichzeitig unmöglich es dem Menschen unserer Zeit war, sich selbst seiner elementarsten Ich-Entfaltung, dem Erleben von Schönheit offen zu halten. Diese Notwendigkeit und Unmöglichkeit wurde in Europa der vierziger Jahre zu äußerster Potenz gesteigert. Und sogar während der Höllenfahrten, zu denen uns die Geschichte verdamnte, konnte uns Ady beistehen, unser Menschsein zu bewahren.

Viel gelesen und in Freundeskreisen oft zitiert wurde damals auch jenes Gedicht, in dem sich der dem ungarischen Kleinadel entstammende Dichter zur «gebrandmarkten Schar» gesellt. Es bedarf kaum einer Erläuterung, was es zu jenen Zeiten bedeutete, zu lesen:

Stolze Verdamnte, könnt mich hundertmal verwerfen,  
Hundertundeinmal folg ich euch von fern,  
Ewige Wanderer, ewige Unruhestifter,  
Sauerteig der Zeiten, ich wandere mit,  
Gebrandmarkt mit dem Zeichen, dem Stern.

Bald aber wurde auch das Lesen unmöglich. Ob Kriegsdienst oder Deportation, es riß uns aus allen Gewohnheiten zivilen Lebens. Doch wie immer die Marschkolonnen auch waren, überall gab es Leute, die Gedichte von Ady auswendig kannten und der so oder so gebrandmarkten Schar mit ihnen Momente der Besinnung, ja der Feier bereiten konnten. Ein ganz besonderes Erlebnis dieser Art soll hier für unzählige sprechen. Eine Nacht des Jahres 1944 ließ uns die dichterische Vision Adys empfinden, kraft der er — dreißig Jahre früher, in seinem kleinen ungarischen Geburtsort Erindszént — die Disharmonie der Weltennacht erfaßt hatte.

Wir wußten, daß der Mensch sündig ist  
Und an Liebe und Güte tief verschuldet . . .

Stacheldraht umzäunte in der Nähe von Riga Menschen fast aller europäischen Nationen. Schwer atmeten die ächzenden Baracken im Schlaf. Und plötzlich — Alarm! Von Schlägen unterstützte Kommandorufe befehlen ins Freie.

Die Niemande spielten sich mächtig auf  
Und es duckten sich die Wahren, die Rechten.

Schauernd stehen wir unter dem fremden Himmel. Taumelnd und schwerfällig kommt die Kolonne in Gang. Wohin? Wir wissen es nicht. Das Lagertor bleibt hinter uns. Der Weg scheint lang, doch wir gehen nicht weit. Einige Minuten außerhalb des Lagers ragt die Schwärze einer riesigen Scheune.

Höhnend wie nie grinste der Mond,  
Geringer als je war damals der Mensch  
In jener seltsamen Nacht . . .

Kommando und Hundegebell treiben uns in die dunkle Schlucht des Scheunentores. Und dann der Befehl: Ausziehen! Ganz ausziehen! — Ganz, also auch die Schuhe. Das wissen wir schon, so beginnt der Tod. Wir stehen nackt, barfuß, zur Wand gewendet. Wir stehen stundenlang. Wir sind viele. Doch sie haben die Waffen. Einzeln, der Reihe nach muß jeder vor sie hintreten. Ein Moment: der Lichtkegel einer Taschenlampe zerreißt die Dunkelheit, huscht über den bleichen Körper des Nackten. Dann das Urteil: Leben oder Tod. Stundenlang stehen wir und hören nichts als das Geknatter der Worte: «An die Wand!» und manchmal auch «Weiter!»

Entsetzen griff mit hämischer Lust  
Nach all den flackernden Seelen

Und in jedem forderte Daseinsrecht  
All seiner Ahnen geheimes Geschlecht;  
Zu blutbesudeltem, schrecklichem Mahl  
Torkelte benommen vom Rausch  
Des Menschen sonst so stolzer Gesell,  
Der Gedanke, nun lahm und ungeschlacht . . .

Schließlich stehen wir wieder unter freiem Himmel. Wir, denen der Befehl das «Weiter» zugeschanzt hatte. Wir stehen draußen in dieser «weltvernichtenden, schreckensschwangeren Nacht». Die Nacht aber hat sich verändert. Der Mond ist nicht mehr zu sehen. Über Riga brausen Flugzeuge, schweifen die langgezogenen Lichtprismen der Flugabwehr, brennen Stalin-Kerzen, aus der Stadt springen Feuerzungen hoch. In allen Farben loht, in allen erdenklichen Tönen tobt der Himmel und die darunter liegende Stadt.

Vom Himmel trommelte voller Macht  
Ein Wutengel Aufruhr zur tristen Erde,  
Über hundert Burschen tobten,  
Über hundert Sterne zerstoben,  
Über hundert Mägde wurden betrogen:  
Sonderbar,  
Sonderbar war diese Sommernacht.

Vor uns diese Offenbarung, hinter uns die Peitschenhiebe der Befehle: Andiewand — weiter — andiewand — weiter. Ungeschickt kriechen wir in die neu zugeteilte, altbekannte gestreifte Kluft. Wir sind so ausgepumpt und abgestumpft, daß wir nicht einmal darauf achten, wer noch zu uns sickert, zu uns, am Leben Belassene. Aber — sonderbare Nacht, mitten aus unserer lautlosen Dumpfheit erhebt sich eine Stimme, fast hauchend leise und doch — trotz des erderbebenden Dröhnens, trotz des hysterischen Knallens der Kommandorufe — klar und deutlich, verständlich und durchdringend . . .

. . . schallend-herb sang plötzlich Marie,  
Unsere stumme, altersschwache Magd . . .

Die Stimme sprach Adys Worte.

Sein Gedicht über die sonderbare Sommernacht.

Sie sprach in uns allen.

Viele von uns verstanden kein Wort Ungarisch. Doch die Musik, das arhythmische Rauschen der Verse löste auch in ihnen die tödliche Starre. Urtümlich-

stes menschliches Fühlen kehrte wieder: Das Entsetzen säufte sich zu Tränen und erhärtete sich zu Lebenswillen. Und wir flüsterten, gleichsam im Chor, die Gegenwart zu Vergangenheit zwingend:

Ich meinte, ja ich meinte da  
Irgendein vergessener Gott  
Erwacht zum Leben und reißt mich in den Tod.  
Und, siehe, ich lebe bis zum heutigen Tag,  
Als der, zu dem jene Nacht mich gemacht . . .

Denn wir wurden zu anderen in dieser Nacht. Das stumme Sich-Ergeben, das Getriebensein einer Herde war nicht mehr möglich.

Am nächsten Morgen bekamen wir Befehl, den Besitz der sich kopflos aus Lettland zurückziehenden Truppen Hitlers in Waggonen zu verfrachten. Die Herde war zur Einheit geworden: Unversehrt, in noch nutzbarem Zustand gelangte nichts in die Frachtwagen.

Erst viel später, als ich wieder die Möglichkeit hatte, in einem Ady-Band zu blättern, bemerkte ich betroffen, daß das Gedicht über die sonderbare Sommernacht einen Zyklus einleitet, der «Mensch in der Unmenschlichkeit» betitelt ist. Seither ist vieles geschehen. Unzählige empfanden bei ihrem erneuten Versuch, ein ziviles Leben zu beginnen:

Meine starken Beine wateten  
Im Blut bis an die Knie,  
Und jetzt, schau, habe ich kein Bein,  
Nur Kniee noch, nur Knie.

Neue Generationen erleben das von Ady so ambivalent besungene «gnadenlose Kußgefecht» und die eindeutige Selbstbesinnung als Ungar und Europäer, die Leidenschaft des «Niemals-sich-Fügens», des Ringens gegen die dunklen Kräfte um uns und in uns. Zahlreiche Abhandlungen trugen und tragen das Wissen um Ady in alle Welt. Sein großes ehrgeiziges Wollen, vom Bach seines Heimatdorfes, vom Graben der sumpfigen Erde aus den Ozean zu erreichen, nähert sich der Erfüllung. Damit es sich voll und ganz verwirkliche, bedarf es aber nicht nur des Wissens um ihn; man muß ihn auch errahnen können. In diesem Sinne schreibt der ungarische Dichter Mihály Babits 1926: «Ich weiß nicht, ob irgend etwas von größerem Interesse für Ungarn wäre, als Ady mit der ganzen Welt bekannt zu machen. Manchmal empfinde ich dies als ein Gefühl von solcher dringender Notwendigkeit, wie es nur ein zu Tode Verurteilter fühlen kann,

wenn es sich darum handelt, seinen wichtigsten Entlastungszeugen vor den Richter zu bringen.»

So manche haben es schon versucht, diesen bedeutenden Entlastungszeugen — nicht nur Ungarns, sondern des gesamten, sich nun rundenden Jahrhunderts, von dem sein Leben und Wirken zeugt — der Welt zu übermitteln. Bemüht, über Ady für deutschsprachige Leser zu schreiben, mußte ich feststellen, daß kaum eine der Übersetzungen und Nachdichtungen dem Ady gerecht wird, der in mir lebt. So sah ich mich, bisher nur bescheidener Genießer und Heger von Literatur, durch die Umstände aufgefordert, die Verdeutschung einiger Gedichte von Ady zu wagen. Über das Gelingen zu urteilen steht anderen zu. Mir uneütwendbar bleibt das mir daraus erwachsene, tiefgreifende neue Ady-Erlebnis: biblisches Sprachgut und ungarische Historie uralter und nächster Vergangenheit verschmilzt zum Ausdruck moderner Weltbezogenheit, und all das in der Prägung einer einzigartigen, wahrhaft genialen Persönlichkeit. Wer könnte all dem entsprechen?! Doch der tiefere Einblick bestätigt die unversiegbare Kraft dessen, der in einem der seltenen Momente vollen Selbstvertrauens schreiben konnte:

In jungen Herzen pocht mein Leben stets weiter . . .